

Drittes Kapitel

Berufliche Anfänge, „Durchschnittsanwalt“ (1911–1. August 1914)

Ich übernahm zunächst die Vertretung eines Anwalts in Traunstein¹ in den bayerischen Vorbergen. Er war ein Querkopf, der Schwierigkeiten mit den dortigen Behörden hatte, die sich während meiner Anwesenheit mit provinzieller Gehässigkeit entladen sollten. So geriet ich als noch ganz unerfahrener Anwalt in heikle Situationen, für die mir die Erfahrung fehlte. Er vertrat einen Gerichtsvollzieher, der ein Verhältnis mit einem Mädchen gehabt hatte, das nicht ohne Folgen blieb. Da er verheiratet war, galt dies in der klerikalen Kleinstadt als schwerer Frevel. Man suchte ihn wegen Meineids zu verfolgen. Als ich Mittags ins Büro zurückkam, hatte der Untersuchungsrichter den Schreibtisch des Anwalts durch einen Schlosser aufbrechen lassen, um nach belastenden Briefen zu suchen. Mich zog man in diese Sache aber nicht hinein.

Doch blieb ich der Bevölkerung aus anderen Gründen verdächtig. Ich trank kein Bier, spielte nicht Tarock mit den anderen Anwälten, ich rauchte nicht und hatte keinen geselligen Verkehr. Man sah mich abends allein auf einer Bank mit einem Buch sitzen oder in einem nahegelegenen Dorf nach einem Abendspaziergang Eier und Milch verzehren. Erst als mich meine Schwester Dorle mit der schönen Clairisse besuchte, hielt man mich für halbwegs normal und als dann die Berliner Probiermamsell auf ein paar Tage kam, war man völlig beruhigt. Ich wohnte bei einer häßlichen alten Dame². Eines Tages kündigte sie mir ganz plötzlich. Ich sagte zu einem Bekannten, ich könnte nicht verstehen, warum sie mir kündige, ich hätte ihr nie etwas getan. Er antwortete: „Gerade deswegen ist sie enttäuscht.“

Ich lernte die kernige bayerische Volksseele durch die berufliche Arbeit in der Kleinstadt rasch kennen. Messerstechereien, Unzucht, Betrügereien waren an der Tagesordnung. Im Gedächtnis blieb mir folgender Fall aus dem Gemütsleben der Eingeborenen: Ein Bauernbursche hatte seiner eben verstorbenen Mutter einen schönen Grabstein setzen lassen. Als das Testament dann eröffnet wurde, fühlte er sich benachteiligt, da seine Geschwister mehr bekamen, als er erwartet hatte. Er erklärte daraufhin, wenn die Mutter ein so gemeines Testament gemacht habe, brauche sie auch keinen Grabstein von ihm, er hole ihn zurück. Als die anderen Erben gegen diesen Akt frommer

¹ Stadtarchiv Traunstein, Personalbogen: Zuzug Hirschbergs am 5. Januar 1911 als Anwaltskonzipient bei Rechtsanwalt von Heeg; Abmeldung am 1. Oktober 1911 nach München.

² Für Hirschberg sind drei Wohnsitze in Traunstein vermerkt: Lina Hayd, Herzog-Friedrich-Str. 10a (ab 5. Januar 1911); Elfriede Brand, Haslacher Str. 14 (ab 28. Januar 1911); Emilie Linde, Herzog-Wilhelm-Str. 3 (ab 14. Juni 1911). Stadtarchiv Traunstein, Personalbogen.

Pietät protestierten, fuhr er bei Nacht mit einem zweispännigen Wagen auf den Friedhof, riß den Grabstein aus dem Grab seiner Mutter heraus und fuhr ihn weg. Die anderen Erben klagten durch mich auf Zurückbringung des Grabsteins.

Die Rechtslage war gar nicht einfach, da nicht klar war, wer Eigentümer des Grabsteins war. Die tote Mutter konnte kein Eigentum mehr haben und ob die Erben Eigentümer waren, war eine schwierige Frage. Ich glaube, ich bin in meinen lichtvollen Rechtsausführungen bis auf das römische Recht zurückgegangen. Ich gewann schließlich den Prozeß. Als ich dem Bauernsohn schrieb, ich müsse den Grabstein durch den Gerichtsvollzieher auf das Grab der Mutter zurückbringen lassen, wenn er es jetzt nicht selber tue, zog er es vor, sich zu fügen. Als ich in dieser Sache plädierte, begann der bürgerliche Gegenanwalt seine Erwiderung mit den Worten: „Rechtsbelehrungen von jüngeren Leuten muten immer etwas sonderbar an.“ Ich glaube, ich fühlte damals zum ersten Mal, wie wenig ich zu den Eingeborenen Bayerns gehörte.

Es war der herrliche heiße Sommer 1911, in dem es monatelang nicht regnete. Da mich die berufliche Arbeit in der kleinen Kanzlei wenig in Anspruch nahm, machte ich viele einsame Spaziergänge in der lieblichen Umgebung. Abends ging ich oft auf den Hochberg, von dem man eine entzückende Aussicht auf den Chiemsee und die Berge Südbayerns und Salzburgs hat. Oft war ich auch in dem benachbarten Siegsdorf, wo ich später so glückliche Sommertage mit meiner schönen Geliebten und unserm dreijährigen Söhnchen verleben sollte. Mit dem Traunsteiner Rechtsanwalt machte ich auch einige Gebirgstouren. Obwohl ich ihm gesagt hatte, ich sei ganz ungeübt, nahm er mich auf den Watzmann mit. Wir stiegen am Tag zu der Watzmannhütte empor, wo wir übernachteten. Als ich morgens vier Uhr ziemlich übernachtig vor die Tür der Hütte trat, hing vor mir in der klaren Luft ein so riesiger blendender Mond, daß ich furchtbar erschrak. Dann stiegen wir im Morgenrauen zum vordersten Gipfel auf. Von dort sollte ich mit ihm und einem Begleiter die Gratwanderung zum Mittelgipfel und von dort über den Südgipfel den Abstieg antreten.

Als ich auf den Gipfel trat, sah ich tausend Meter unter mir den Königssee. Der Berg fällt fast senkrecht dorthin ab. Ich wurde von der gewaltigen Größe des Anblickes so schwindlig, daß ich mich auf den Boden legen mußte. Ich erklärte, die Herren könnten mich auslachen, ich könne die Gratwanderung nicht mitmachen. Nie zuvor hatte ich eine solch panische Angst empfunden. Ich ging dann allein zum Königssee hinunter, wo ich zu meinem Entzücken meine Freundin Bertha traf, mit der ich dann im See schwamm. Später gestand mir der Rechtsanwalt, sie hätten sich auf dem Südgipfel verstiegen, es sei gut gewesen, daß ich nicht mitgegangen sei. Solche Leichtfertigkeiten haben manche Abstürze verschuldet.

Am 1. Januar war ich [in mein Amt in Traunstein] eingetreten und pünktlich am 1. Oktober bekam die hübsche Frau meines Rechtsanwalts, die bis-

her nur Töchter hatte, einen kräftigen Jungen. Die Zungen der Traunsteiner Klatschmäuler kamen lange nicht zur Ruhe. Ich war aber ganz unschuldig an dem glücklichen Ereignis und stand sogar Pate bei der Taufe des Sprößlings.

Meine Bergbesteigungen in Bayern eröffneten mir beseligende Fernblicke. Einmal stieg ich mit einem Garmischer Mädchen, das sich in mich heftig verliebt hatte, und seiner Mutter bei Nacht auf den Krottenkopf. Wir kamen in der Morgendämmerung auf dem Gipfel an. Der Horizont wurde blaßrot und glühte auf. Und dann stieg feierlich der Sonnenball herauf. „Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne“ (Faust II³). Und dann lagen der Starnbergersee, der Ammersee, der Chiemsee, der Walchensee, der Kochensee und der Königssee schimmernd zu meinen Füßen. Auf dem Herzogstand und dem Hirschberg wartete ich immer mit begeisterter Spannung auf das Auftauchen der unzähligen Bergspitzen, wenn man sich dem Gipfel näherte.

Später hatte ich auf der Italienfahrt mit meinem früh verstorbenen Freunde Ernst Wilmersdoerffer⁴ ein unvergeßliches Erlebnis. Wir fuhren mit einer Bergbahn auf den Gornergrat beim Matterhorn. Auf der Fahrt hatte man eine herrliche, ständig wechselnde Fernsicht auf das steil aufragende Matterhorn. Es war ein strahlend blauer Septembertag. Oben angekommen, sahen wir die ganze riesige Bergkette mit dem Mont Blanc und dem Monte Rosa und unzähligen anderen Gipfeln im Sonnenschein vor uns. Auch am Lago Maggiore machte ich kleine Bergtouren. Immer wieder war es beglückend, wenn diese schimmernden Seen unten zwischen den Abhängen eingebettet aufglänzten.

Einmal wanderte ich allein fast die ganze Brennerstraße von Innsbruck hinauf nach Brennerhöhe. Ich übernachtete in dem alten Gasthaus, in dem Goethe auf seiner Italienreise war. Wie das duftete, wenn man durch die dunklen Tannenwälder ging! Das Rauschen der Bächlein und der Wasserfälle! Und die köstliche Frische des Sommermorgens, wenn man aus der Herberge trat und im Freien frühstückte! Die reizenden Gebirgsdörfer mit den Blumen vor den Fenstern! Und die köstliche Müdigkeit nach einer langen Fußwanderung!

Meine geistigen Interessen in dieser Epoche, in der ich in inniger Nähe der Natur lebte, waren rein künstlerisch. Von politischen Dingen hatte ich so wenig auch nur die geringste Ahnung wie von den sozialen Kämpfen und ökonomischen Fragen. Ich erinnere mich an die erste politische Versammlung, an der ich teilnahm. Es war eine der bürgerlichen Protestversammlungen gegen die selbstherrliche und verfassungswidrige Staatsführung Wilhelms II. Er war mehr eine hysterische als eine historische Figur. Den Anlaß zu diesen natürlich höchst genehmigten Protesten gab das Daily-Telegraph-

³ Drama „Faust II“ (1831) von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

⁴ Ernst Wilmersdoerffer (1890–1933), Dr. iur., Rechtsanwalt in München.

Interview Wilhelms II. im Jahre 1907⁵. Die persönliche Politik „unseres herrlichen jungen Kaisers“ hatte mit dieser Glanzleistung grotesker Unfähigkeit einen solchen Gipfelpunkt erreicht, daß der devote deutsche Spießher ganz gehorsamst Protest gegen das persönliche Regiment dieses ungewöhnlich dummen Psychopathen einlegen zu sollen glaubte. Er überkompensierte seine persönliche Unsicherheit, die mit seinem angeborenen Gebrechen zusammenhing, durch einen größenwahnsinnigen Autokratismus und eine forsche Militärpolitik, die die Einkreisung Deutschlands automatisch herbeiführen mußte, nachdem Wilhelm II. auf Betreiben des auch psychopathischen unsichtbaren Holstein⁶ und des oberflächlichen Schmeichlers, Reichskanzler von Bülow, die zwei ernstgemeinten Bündnisangebote Großbritanniens abgelehnt hatte.⁷

Mit welcher grotesken Unfähigkeit die deutsche Außenpolitik von 1888 bis 1914 unter Wilhelm II. geführt wurde, ist erst nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg 1918 durch die Aktenveröffentlichungen des Auswärtigen Amts, „Die große Politik der Europäischen Kabinette 1871 bis 1914“, die Protokolle und Gutachten der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse und zahlreiche Memoiren seiner Mitarbeiter und Gegner offenbar geworden.⁸ Damals, als ich in der Protestversammlung 1907 Friedrich Naumann⁹ und andere Politiker gegen das persönliche Regiment Wilhelms II. protestieren hörte, hatte ich von alledem noch keine Ahnung. Den ersten Anfangsunterricht in Politik erhielt ich erst 1919. Bis dahin lebte ich in einer politischen Ignoranz und Naivität, die mir heute ganz unbegreiflich ist.

Im Herbst 1911 ging ich nach München zurück und eröffnete zusammen mit Heinrich Rheinstrom¹⁰ meine eigene Anwaltspraxis. Wir haben uns ganz gut vertragen, paßten aber nicht zueinander. Er wandte sich bald dem Steuerrecht zu, das mich nie interessiert hat, während ich in Strafsachen verteidigte und die Zivilprozesse führte. Diese vielseitige Beschäftigung war für den Anfänger lehrreich, gab aber keine Gelegenheit zu besonderen Leistun-

⁵ 1908 veröffentlichte die Londoner Tageszeitung „Daily Telegraph“ Äußerungen des Kaisers aus dem Jahre 1907 zum deutsch-englischen Verhältnis, die allgemein Kritik auslösten und eine Niederlage Wilhelms gegenüber dem Reichstag zur Folge hatten. Entscheidende Folgerungen für die Reichsverfassung wurden allerdings nicht gezogen. Vgl. Wilhelm Schüßler, Die Daily-Telegraph-Affäre 1908. Göttingen 1952.

⁶ Friedrich von Holstein (1837–1909), Diplomat, nach Bismarcks Sturz Zentralfigur der deutschen Außenpolitik und einflußreicher Ratgeber Wilhelms II.

⁷ Dazu ausführlich Gregor Schöllgen, Das Zeitalter des Imperialismus. München 1994 und ders. (Hrsg.), Flucht in den Krieg? Die Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland. Darmstadt 1991.

⁸ Nähere Angaben unten im 10. Kapitel (Der Dolchstoßprozeß).

⁹ Friedrich Naumann (1860–1919), evangelischer Theologe und liberaler Politiker.

¹⁰ Heinrich Rheinstrom (1884–1960), Dr. iur., Rechtsanwalt und Notar in München, daneben bis 1933 Honorarprofessor für Finanzwissenschaft und Steuerrecht an der TH München, 1933–1936 Büros in Paris und London, 1936–1939 Lehrtätigkeit in Paris, 1937 Ausbürgerung aus russischen Gründen, 1939 Emigration in die USA.

gen. Die Einzelheiten sind meist nicht der Aufzeichnung wert; ich war ein guter Durchschnittsanwalt, nichts weiter. Ein paar Episoden sind mir in Erinnerung geblieben.

Ein bekannter Berliner Verteidiger¹¹, dessen Buch ich lobend besprochen hatte, sandte mir meinen ersten großen Scheidungsprozeß, der einige lustige Einzelheiten brachte. Der Klient war ein junger Lebemann, adelig, elegant, leichtfertig. Er hatte eine ältliche reiche Jüdin geheiratet, um seinen Finanzen aufzuhelfen. Die Dame hatte ein großes Dollarvermögen und erhoffte sich außer dem adeligen Namen vermutlich erotische Wunderdinge von ihrem jungen Casanova. Es war die kürzeste Ehe, die ich je gesehen habe. Nach der Trauung fand in einem teuren Schweizer Hotel ein Festessen statt. Die Braut zog sich in ihr Hotelzimmer zurück und wartete erregt der sexuellen Beglückungen, die da kommen sollten.

Der Bräutigam begab sich mit saurer Miene von seinem Gemach im Pyjama an das Bett seiner angetrauten Jungfrau. Er streichelte sie ein wenig, worauf die hysterische Dame in Tränen ausbrach und den ganz treffenden Vorwurf erhob: „Ach, Du liebst mich ja gar nicht richtig!“ Das benützte der glückliche Bräutigam, um sich mit einer höflichen Verbeugung zurückzuziehen.

Am nächsten Morgen ging die Gattin zu einem Anwalt und reichte die Scheidungsklage ein. Das Landgericht München I, das aus irgend einem Grunde zuständig war, erließ nach Anhörung der Parteien sofort Urteil auf Scheidung aus Verschulden des Ehemanns. Es ging von der banalen Regel aus, wenn eine Hochzeitsnacht so verlaufe, sei der Mann schuld.

In diesem Zeitpunkt übertrug mir der junge Lebemann die Sache. Ich legte Berufung ein. Das Vorleben der Dame wurde durchforscht und festgestellt, daß sie schon mehrmals verlobt gewesen war, aber die Verlobung immer aufgelöst hatte, ferner, daß sie in Nervenheilanstalten oder Sanatorien gewesen war. Das Oberlandesgericht erließ auf meinen Antrag einen umfangreichen Beweisbeschluß. Die Verhandlungen waren sehr komisch, weil die beiden Anwälte der Dame, Justizrat M. von München und Justizrat Dr. H. von Jena, beide bucklig waren. Ich verglich sie mit Mime und Alberich und mich mit dem strahlend schönen Siegfried. Nachdem die Vernehmungen einige Zeit gedauert hatten, verlor die Dame offenbar die Nerven. Denn plötzlich trat der Gegenanwalt an mich heran und bot eine Abfindung von 200 000,- Mark, wenn wir die Berufung zurücknähmen.

¹¹ Es könnte sich um Dr. Max Alsberg (1877–1933) handeln, dessen Buch „Der Fall des Marquis de Bayros und Dr. Semerau. Ein Beitrag zur Lehre von der unzuchtigen Schrift und unzuchtigen Darstellung.“ 1911 erschienen war. Eine Rezension Hirschbergs konnte allerdings nicht ermittelt werden. Zu Alsberg vgl. Tillmann Krach, Max Alsberg (1877–1933). Der Kritizismus des Verteidigers als schöpferisches Prinzip der Wahrheitsfindung. In: Helmut Heinrichs u.a. (Hrsg.), Deutsche Juristen jüdischer Herkunft. München 1993, S. 655–665.

Vereinbarungen über Ehescheidungen galten zwar als „contra bonos mores“ geschlossen, aber die Höhe der Abfindung war so verlockend, daß ich eine Ausnahme für geboten hielt. Ich schloß ab. Ich vereinbarte mit dem Klienten ein Honorar von 5000,- Mark, das nach Sachlage bescheiden, aber für einen jungen Anfänger recht angenehm war. Am nächsten Morgen nach der Einzahlung von 195 000,- Mark auf sein Konto, kam der Klient, der das viele Geld wirklich ohne Mühe verdient hatte, und sagte, er habe sich mit dem Honorar übereilt, ob ich ihm nicht einen Teil herauszahlen würde. Ich lehnte ab. Diese Erfahrung mit der Schäßigkeit von Klienten machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Es war die erste, aber nicht die letzte Erfahrung dieser Art.

Ein anderes Erlebnis der letzteren Art hatte ich mit einer Dame der Münchner Gesellschaft. Sie brachte mir eine Anklageschrift wegen Urkundenfälschung. Die Sache sah böse aus, aber es gelang mir durch einen Schriftsatz, die Strafverfolgung ohne Hauptverhandlung zum Stillstand zu bringen. Ich sandte ihr in dieser für sie lebenswichtigen Sache eine Rechnung über 200,- Mark. Sie schrieb, ob das die gesetzlichen Gebühren seien. Ich antwortete, die gesetzlichen Gebühren seien 23,- Mark, sie wolle mir wohl nicht zumuten, ein solches Honorar anzunehmen.

Sie schrieb mir, ich solle ihr eine Rechnung über die gesetzlichen Gebühren schicken. Ich antwortete, daß ich nunmehr auf Honorierung verzichte. Das Erlebnis hat mir später viel Geld gebracht, denn ich habe seither immer das Honorar vorher schriftlich vereinbart. Nach dieser Erfahrung war ich überzeugt, daß sie in der Strafsache wohl schuldig gewesen war. Napoleon¹² hat einmal gesagt, das niedrigste menschliche Laster sei die Undankbarkeit. Ich habe aber viele noch gemeinere Laster kennengelernt, als ich tausende von Schicksalen zu analysieren hatte. Es gibt wohl kein Laster und keine menschliche Niedrigkeit, mit der ich nicht zu tun gehabt hätte und zwar keineswegs nur in Strafsachen. Als besonders verbrecherisch erschien mir immer die Erpressung. Das Gefühl, von einem Schurken an der Kehle gewürgt zu werden, ohne ihn niederschlagen zu können, muß furchtbar sein.

Ich darf sagen, daß ich diese unendlichen Abarten der menschlichen Verworfenheit ohne Selbstgerechtigkeit und ohne moralische Heuchelei studiert habe. Deshalb habe ich alle Verbrechen wirklich verteidigen können. Instinktiv fühlte ich immer, daß wir alle potentielle Verbrecher sind und daß es von Vererbung und Milieu abhängt, ob ein Mensch nur Verbrecher im Geiste bleibt oder Verbrecher durch die Tat wird. Vor allem habe ich alle Varianten der Wollust ohne sittliche Entrüstung studiert wie ein Naturwissenschaftler.

Als ich dann Sigmund Freuds Analyse des atavistischen, von verbrecherischen Trieben dampfenden Unterbewußtseins als die große Offenbarung wirklicher Psychologie kennenlernte, wurde mir klar, warum ich so fühlte. Der zivilisierte Mensch begeht seine sexuellen Exzesse, seine Haßruptio-

¹² Napoleon I. (1769–1821), 1804–1814/15 Kaiser der Franzosen.

nen, seine Mordtaten im Traum. Der Mensch, dessen Oberbau nicht gefestigt ist, wird zum aktuellen Verbrecher. Dieser völlige Mangel an moralischer Aburteilung prädestinierte mich zum Verteidiger.

Ich hatte einmal ein Erlebnis mit einem Freund, das mich endgültig von jeder Selbstgerechtigkeit kurierte. Er war verheiratet, hatte aber eine irrsinnige Leidenschaft für die Frau eines Freundes, die sich ihm verweigerte. Als ich auf seine eheliche Bindung hinwies, erwiderte er, ich sei ein Pharisäer. Weil ich selbst in einer glücklichen Ehe lebe, urteile ich einen Mann ab, der dieses Glück nicht genieße. Er war im Recht. Ich habe dieses Gespräch nie vergessen.

Ich bin durch meine endlosen Kämpfe und besonders durch meinen Kampf gegen die Pest des Faschismus und des Nationalsozialismus ein glühender Hasser geworden. Mir schwebte dabei immer der Satz aus den „Politischen Schriften“ des großen Liberalen Max Weber¹³ vor: „Wer das Niederträchtige nicht hassen kann, kann das Vortreffliche nicht lieben.“ Ohne diesen mächtigen Motor hätte ich meine teilweise nicht ungefährlichen politischen Kämpfe nicht führen können. Menschen, die nicht hassen können, sind zu politischen Kämpfen ungeeignet. Haß ist ethisch gleichwertig mit Liebe, wenn er sich gegen das Verwerfliche richtet. Objektivität im Kampf erschien mir als Impotenz.

Ich erinnere mich an zwei Gespräche über den Haß. Als wir bereits in Mailand im Exil waren, kam zu uns ein junger Schweizer Jude. Wir sprachen über Hitler. Er sagte, man müsse doch objektiv sein, Hitler habe auch Großes geschaffen. Ich erwiderte: „Wenn man in meinem Hause über Hitler spricht, ist man nicht objektiv. Da wird gehaßt.“ Ein anderes Gespräch hatte ich mit zwei Rabbinern in New York, als Hitler noch an der Macht war. Ich sagte, heute sei der Haß ethisch zulässig und notwendig. Keiner der beiden widersprach.

Neun Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nahm ich Klavierstunden bei Professor Schwartz¹⁴ der Münchner Akademie der Tonkunst. Ich machte unter seiner Anleitung große Fortschritte. Besonders lernte ich Bach spielen: Das Wohltemperierte Klavier, die Inventionen, das Präludium mit Fuge in A-moll, die Chromatische Phantasie und Fuge und das reizende „Capriccio über die Abreise des geliebten Bruders“. Er sagte, ich sei begabter als „alle seine Frauenzimmer in der Akademie“, ich müßte nur mehr üben. Leider hatte ich dazu keine Zeit.

In Mailand nahm ich Stunden bei einem Schüler Arthur Schnabels, namens Schröder.¹⁵ Durch ihn lernte ich vor allem Schubert spielen. Schnabel

¹³ Max Weber (1864–1920), Soziologe, seit 1919 Professor an der Universität München; Gesammelte Politische Schriften, hrsg. von Marianne Weber, Tübingen 1921.

¹⁴ Heinrich Schwartz (1861–1924), Professor für Klavier an der Akademie für Tonkunst in München.

¹⁵ Keine weiteren Angaben ermittelt.

war ja der größte Schubert-Spieler unserer Zeit. Genau wie im ersten Fall nahm dieser Unterricht nach neun Monaten durch die Ausweisung der Juden ein Ende. Seitdem sagte Bessie, ich dürfe keine Klavierstunden mehr nehmen, das führe immer zu Katastrophen.

Ich hatte damals durch die Freundlichkeit meines Vaters meine eigene Wohnung im gleichen Hause in der Possartstraße beim Prinzregententheater, wo er selbst mit der Mutter wohnte. Meine Schwester hatte nach Würzburg geheiratet.¹⁶ Mein Bruder¹⁷ hatte ein Wiener Mädchen aus reichem Hause geheiratet. Die erhebliche Mitgift legte er in das Geschäft des Vaters ein, in das er eingetreten war. Mit der Firma ging es damals schon bergab. Mein Vater hatte viele Sorgen und schlaflose Stunden. Damals habe ich gelernt, daß das kapitalistische System nicht bloß den Arbeitern, sondern auch den Unternehmern schwere Qualen bereiten kann.

Bei der Vernunfttheirat meines Bruders, die aber zu einer glücklichen Ehe mit vier wohlgeratenen Kindern führte, hatte eine Tante in Wien die Hand im Spiele gehabt. Nach dem erfolgreichen Abschluß dieser Vermittlertätigkeit kam sie auf den netten Einfall, auch mich zu verheiraten. Mein Vater, der mich einigermaßen kannte und für ein schwieriges Problem hielt, sagte etwas verlegen zu mir, er habe einen Brief von der Wiener Tante bekommen. Ein junges Mädchen in Mähren, das damals zu Österreich gehörte, möchte mich kennenlernen. Der Vater sei mehrfacher Millionär und schwer leberleidend. Er war etwas enttäuscht, als ich erklärte, ich würde der Offerte nur nähertreten, wenn ein amtsärztliches Zeugnis vorgelegt würde, daß nicht nur der Vater, sondern auch die Tochter schwer leberleidend sei. Seither bekam ich keine solchen Anträge mehr.

Ich hatte damals kein Zentrum meines Lebens. Werfel¹⁸ sagt in einem Gedicht: „Mein Mittelpunkt hat keine Kraft.“ Ich war so unrastig, daß ich es abends zu Hause nicht aushielt. Ich gehörte einem Klub an, der ausschließlich aus bürgerlichen jungen Juden bestand und im vornehmen Regina-Palast-Hotel Räume gemietet hatte. Aber die Gespräche mit den Altersgenossen gaben mir wenig.

Obwohl ich nach außen sehr selbstsicher auftrat und eine spöttische Zunge hatte, war ich innerlich unsicher und zerrissen. Abends saß ich oft in Kaffeehäusern und besah illustrierte Zeitungen. Von Politik hatte ich immer noch keine Ahnung. Ich erinnere mich nur an eine Sitzung im Bayerischen Landtag, die ich als noch ganz unkritischer Zuschauer mitmachte. Mein So-

¹⁶ Dorothea Hirschberg (1892–1930), 1919 Heirat mit Jacques Mayer (1888–1969), Zigarrenfabrikant in Würzburg, eine Tochter. Vgl. Rainer Strätz, Biographisches Handbuch Würzburger Juden 1900–1945. 2 Bände, Würzburg 1989, S. 380 bzw. 677.

¹⁷ Arthur Hirschberg (geb. 1881), Kaufmann, seit 1908 Teilhaber der väterlichen Firma, 1912 Heirat mit Stefanie Schmeichler (1891–1982), lebt seit 1919 in Wien, 1933 Einbürgerung in Österreich, 4 Kinder, 1940 Emigration nach San Francisco.

¹⁸ Franz Werfel (1890–1945), deutsch-tschechischer Schriftsteller der Moderne.

zius Dr. Rheinstrom vertrat einen Mann, der eine außerbayerische Staatslotterie in Bayern einführen wollte. Regierung und Landtag hatten abgelehnt. Man hielt die Lotterie für unmoralisch. Offenbar gingen dann hinter den Kulissen einige Geschäfte vor sich, denn plötzlich hielt der Landtag die Lotterie für moralisch und es wurde eine Staatslotterie in Bayern eingeführt.¹⁹

In den Zeitungen las ich nur die Kunstberichte, die Novellen und die Stadtneuigkeiten. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich sogar Lokalpatriot war. Als Possart das Prinzregententheater²⁰ errichtete, das amphitheatralische Sitzreihen und verdecktes Orchester hatte, war ich begeistert. Dort hörte ich gute Aufführungen der „Meistersinger“ und des „Tristan“.²¹ In dem entzückenden alten Rokokotheater, dem Residenztheater²², das nur 600 Plätze hatte und schon die Erstaufführung des „Idomeneo“²³ erlebt hatte, hörte ich „Figaro“, „Don Giovanni“, der auf einer Drehbühne mit raschem Szenenwechsel gespielt wurde, und die „Entführung“.

Als Berliner Student hatte ich eine Aufführung der „Entführung“ auf der Bühne der Berliner Hofoper mitgemacht. Ich stellte mich dabei vor einen Scheinwerfer, ohne zu merken, daß mir die Bühnenarbeiter verzweifelt zuwinkten. Sie fürchteten, ich hätte auf der Bühne eine Sonnenfinsternis veranstaltet. Als keine Störung eintrat, meinten sie, „der muß durchsichtig sein.“ Das war aber nun die unzutreffendste Bezeichnung, die man für mich finden konnte.

Von den Spannungen der Machtpolitik, der Ablehnung der zwei englischen Bündnisangebote, der Kündigung des Rückversicherungsvertrags²⁴ mit Rußland durch Wilhelm II. und der Bildung der Triple Alliance²⁵ zwischen England, Rußland und Frankreich wußte ich nichts. Von der Tragikomödie der deutschen Außenpolitik, den Kämpfen um das Sozialistengesetz²⁶ und

¹⁹ 1911 schloß sich Bayern ebenso wie Württemberg und Baden der Preußisch-Süd-deutschen Klassenlotterie an, die unter der Leitung der Preußischen General-Lotteriedirektion in Berlin stand; vgl. Wilhelm Volkert (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980. München 1983, S. 167.

²⁰ Das Münchner Prinzregententheater wurde 1901 unter der Intendanz Ernst von Possarts eröffnet.

²¹ Richard Wagner (1813–1883), Opern „Die Meistersinger von Nürnberg“ (1867) und „Tristan und Isolde“ (1859).

²² Altes Residenztheater, 1750–1753 von Francois Cuvillies d.Ä. (1695–1768) erbaut.

²³ Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791), Opern „Idomeneo, re di Creta“, 1781 in München uraufgeführt, „Le nozze di Figaro“ (1786), „Don Giovanni“ (1787), „Die Entführung aus dem Serail“ (1782).

²⁴ Von Bismarck 1887 abgeschlossener Vertrag zwischen Deutschland und Rußland, der die gegenseitige Neutralität im Kriegsfall garantierte.

²⁵ Aus 1892 zwischen Frankreich und Rußland, 1904 zwischen England und Frankreich („Entente cordiale“) und 1907 zwischen England und Rußland abgeschlossenen Verträgen entwickelte sich 1911/12 ein wechselseitiges Militärbündnis.

²⁶ Sozialistengesetz, 1878 von Bismarck gegen die „gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ initiiert, bis 1890 in Kraft.

die Militärvorlagen und der romantischen Operettenpolitik der Berliner Regierung hatte ich keine Ahnung.

So traf mich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs völlig unvorbereitet. Dem deutschen Bürgertum, das gut verdiente und daher die bestehende Ordnung bejahte, ging es nicht viel anders. Nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers²⁷ in Sarajewo war plötzlich akute Kriegsgefahr entstanden. Noch am 31. Juli 1914 prophezeite ich in meiner grotesken Unwissenheit, es könne keinen Krieg geben. Seitdem habe ich solche Prophezeiungen nicht mehr gewagt. Ganz plötzlich folgte eine Kriegserklärung und eine Mobilmachung der anderen. Am 4. August 1914 kam mein Vater an mein Bett und sagte mit gepreßter Stimme: „England hat uns den Krieg erklärt.“

Irgendwie war ich erleichtert, daß ich aus meiner einsamen sentimentalischen Lebensführung herausgerissen werden sollte. Ich war in einer besonders unhaltbaren Lage, weil ich eine verheiratete Frau liebte und ihr in meiner grotesken Unerfahrenheit einen Liebesbrief in ihre Wohnung geschrieben hatte, den der ahnungslose Gatte aufmachte. Ich war deutscher Patriot, ganz naiv glaubte ich an die Einkreisung und den heiligen Verteidigungskrieg, den Karl Kraus²⁸ in seinem großen Haßgesang „Die letzten Tage der Menschheit“ den „heiligen Verteilungskrieg“ genannt hat.

Am 24. August 1914 brachte mir die weinende Marie den Mobilmachungsbefehl.²⁹ Zu meinem Erstaunen war ich Verteidiger des „schuldlos eingekreisten und angegriffenen“ deutschen Vaterlandes geworden. Ich warf mein bisheriges Leben hinter mich. Das war alles zu Ende. Etwas Neues begann. Wohin es mich führen sollte, ahnte ich nicht. Ich rückte ein. Zunächst besuchte ich noch meine Kanzlei, aber ich brannte darauf, an die Front zu kommen und alles hinter mich zu werfen.

²⁷ Erzherzog Franz Ferdinand (1863–1914), seit 1896 österreichischer Thronfolger, trat für die Erhaltung der Großmachtstellung des Habsburgerreiches ein, seine Ermordung am 28.6.1914 durch einen serbischen Nationalisten war die Initialzündung zum Ersten Weltkrieg.

²⁸ Karl Kraus (1874–1936), österreichischer Schriftsteller, Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ (1918/19 bzw. 1922).

²⁹ Hirschberg rückte am 28. August 1914 zum 1. Ersatzbataillon des 7. Artillerieregiments ein; vgl. BayHStA, Abt. IV Kriegsarchiv, OP 16962.